

Leseprobe © Verlag Ludwig

Jürgen Runau

Hallo ihr vier

Leseprobe © Verlag Ludwig

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet auf <https://portal.dnb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

© 2022 Verlag Ludwig

Holtener Straße 141

24118 Kiel

Tel.: 0431-85464

Fax: 0431-8058305

info@verlag-ludwig.de

www.verlag-ludwig.de

Printed in Germany

ISBN 978-3-86935-431-6

Leseprobe © Verlag Ludwig

JÜRGEN RUNAU

Hallo ihr vier

Ich wollte Kriegsheld werden

Ludwig

Leseprobe © Verlag Ludwig

Hallo ihr vier

Ihr sitzt vor mir und ich sehe nur eure Hinterköpfe. Weizenblond links: Das bist du, Mika. Neben dir Anne, dunkelblond. Daneben Eva, braun mit rötlichem Schimmer. Ganz rechts und strohblond: Das bist du, Matti.

Im Fernsehen läuft die Sendung mit der Maus. Gleichzeitig sitze ich mit Scheich Aljomeih im Garten seines Bungalow-Dorfes mitten in Riad und trinke aus einer winzigen Tasse grünlich-bitteren Kaffee, den ein Diener aus einer Schnabelkanne immer wieder nachschenkt. Gleichzeitig betritt Trapper Barthel das Klassenzimmer, einen Stapel Bücher unter dem Arm und einen Hut wie Buster Keaton auf dem Kopf, während die Sendung mit der Maus zu Ende geht. Ich nehme die Fernbedienung und schalte aus. Ihr dreht euch zu mir um und ich sage: »Keiner von euch wäre auf der Welt, wenn Trapper Barthel nicht gewesen wäre.«

Ihr seht mich an wie die Enkel von Käpt'n Blaubär. »Trapper Barthel? Wer ist das denn?«

Trapper Barthel war Lehrer in Südamerika. Genauer: An einer Schule in Lima, der Hauptstadt Perus.

Leseprobe © Verlag Ludwig

1939 kam er zu einem längeren Urlaub zurück nach Deutschland. Als er ein Visum beantragte, um nach Peru zurückzukehren, wurde ihm das verweigert. (Damals konnte man nicht einfach ausreisen. Man brauchte eine Genehmigung des Staates.) Trapper Barthel, der damals noch nicht Trapper hieß sondern einfach Barthel, war fassungslos. »Aber ich habe einen Vertrag! Ich bin Lehrer! Meine Schüler erwarten mich!«

»Kein Mann im wehrfähigen Alter darf das Land verlassen. Der Erlass ist ganz neu. Kam erst letzte Woche rein.«

Barthel war wie vor den Kopf geschlagen. »Das geht doch nicht! Mein Vertrag! Meine Schüler! Was kann man denn da machen?«

»Nichts«, sagte der Passbeamte. »Der Erlass lässt keine Ausnahmen zu.«

»Aber es muss eine geben! sagte Barthel. »Ich muss zurück nach Peru!«

Der Beamte wurde böse. »Das könnte Ihnen so passen. Sich in Südamerika in die Hängematte legen, während das deutsche Volk vor der größten Herausforderung seiner Geschichte steht! Oder glauben Sie, der Führer ließe sich diese Provokationen noch lange gefallen?«

»Welche Provokationen?« fragte Barthel.

Der Beamte schob ihm wortlos das Antragsformular zurück und rief »der Nächste bitte.«

Leseprobe © Verlag Ludwig

1939 war ich vier Jahre alt. Auf alten Fotos könnt ihr mich im Seppl-Anzug sehen, karierte Jacke, kurze Hose und einen Sepplhut mit langer Feder auf dem Kopf. Ich sitze in der Hocke inmitten einer Hühnerschar, die ich mit Körnern füttere.

»Wieso das denn? Du bist doch in Harburg geboren!«

Der Anzug war ein Geschenk. Uwe, der Sohn einer Freundin meiner Mutter, war aus dem Anzug ausgewachsen und jetzt trug ich ihn. Mir war das damals egal. Ich habe keine Erinnerung mehr an diesen Anzug; jedenfalls keine außer diesem Foto. Mit sechs hätte ich ihn bestimmt nicht mehr getragen. Da war schon zwei Jahre Krieg und Sepplhüte waren aus der Mode. Ich stehe mit Stahlhelm und Holzgewehr auf dem Hof, einen Holzklötz mit aufgenageltem Koffergriff in der Hand. Mein Munitionskoffer, selbst gemacht. Lieber hätte ich mich mit einem Patronengurt fotografieren lassen, wie ihn die Soldaten in meinen Bilderbüchern kreuzweise über der Brust trugen. Leider gab es die nicht für Kinder. Deshalb der Koffer.

Ich trug kurze Hosen mit Bügelfalte, ein Hemd mit kurzen Ärmeln, Kniestrümpfe und Stiefel. Berufsziel: Held. Kriegsheld. Ritterkreuz mit Eichenlaub und Schwertern inbegriffen. Verliehen für außerordentliche Tapferkeit vor dem Feind. Bekanntgegeben im Radio als Sondermeldung. Eingeleitet mit Fanfarenstößen und den Worten: Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt. Wehrmacht? Nein, bestimmt

nicht. Waffen SS? Oder doch Flieger? Die hatten die schneidigsten Uniformen. Oder Panzer? Sturmboote? Fallschirmjäger? Die Waffengattung, der ich angehören wollte, wechselte beinahe wöchentlich, je nachdem wie mir die Uniform gefiel, die ich auf der Straße sah. Fallschirmjäger! Dieser gefleckte Tarnanzug sah besonders männlich aus. Obgleich ich meine Zweifel hatte, dass der wirklich tarnte, wenn sie wie Riesenchampignons vom Himmel schwebten.

Leider hatte ich nur eine schwarze Jacke, eine Skihose, ebenfalls schwarz und eine schwarze Baskenmütze. In einer Schublade fand ich Achselklappen, die meine Mutter mir auf die Schultern der Jacke nähen musste. So stand ich eines Nachmittags mit Freunden vor der Tür. Ein alter Mann ging vorbei, hager, nicht mehr kv (kriegsverwendungsfähig) und deshalb uninteressant. Er stockte, ging einen Schritt zurück und sah mich an. »Was für eine Uniform ist das denn?« Was für eine Frage! Hatte der keine Augen im Kopf?

»Panzerfahrer!« blaffte ich ihn an. »Sieht man doch!« Er kam einen Schritt näher und tippte mir auf die Schulter.

»Die Achselklappen, die sind verkehrt rum«, lachte und ging weiter. Ich raste die Treppe hoch in unsere Wohnung. Auf der Vitrine stand ein Foto meines Vaters mit seinem Bruder, beide in Uniform. Tatsächlich! Der runde Teil der Achselklappen zeigte nach innen. Diese Schande, diese Schande! Ich heulte vor Wut und rannte in die Küche. »Du hast mir die Achselklappen

falsch herum aufgenäht!« schrie ich meine Mutter an. »Aber du wolltest es doch so haben!« Meine Mutter war eine sanftmütige Frau; ich habe sie nie schreien hören. Stimmt: Ich wollte es so haben. Hatte es ihr extra gesagt: So rum. »Aber du hättest es wissen müssen!« schluchzte ich. Sie zog mir wortlos die Jacke aus, trennte die Achselklappen ab und nähte sie mir richtig rum wieder auf. Erst später, sehr viel später lernte ich, dass es Achselklappen einer Feuerwehruniform waren.

Zweimal wöchentlich waren mein Freund und ich auf dem Truppenübungsplatz, um Patronenhülsen zu sammeln. Wir fuhren mit der Straßenbahn bis Appelbüttel und gingen dann zu Fuß. Eigentlich war der Truppenübungsplatz Sperrgebiet. Wir wussten aber, dass am Nachmittag nicht geübt wurde. Trotzdem schlichen wir uns vorsichtig an – man konnte ja nie wissen – sammelten Patronenhülsen und die rosa Kappen der Platzpatronen, setzten uns in die Panzeratrappen und fuhren in die Schlacht. Einmal wurden wir dabei von zwei Soldaten erwischt. Als wir ihnen erzählten, dass wir einfach mal wissen wollten, wie das so ist in einem Panzer, und dass wir Patronenhülsen sammelten, wurden sie freundlich und ermahnten uns nur. »Manchmal wird auch am Nachmittag scharf geschossen. Also kommt nicht wieder her!« Natürlich hörten wir nicht auf sie. Zweimal die Woche Truppenübungsplatz war fester Bestandteil unserer Freizeit. Einmal schleppte ich einen »Pappkameraden«

nach Hause, eine menschliche Figur aus Pappe in Lebensgröße, auf die mit scharfer Munition geschossen wurde. Den nagelte ich auf den Fensterrahmen im Schlafzimmer meiner Eltern und ließ ihn nach draußen hängen. Alle meine Freunde sollten sehen, was für eine Trophäe ich erbeutet hatte. Es war eines der wenigen Male, dass meine Mutter böse wurde. »Was soll das denn?« fuhr sie mich an. »Da denken die Leute doch, da hat sich einer aufgehängt!« Sie hatte recht. Daran hatte ich nicht gedacht. Der Pappkamerad wurde abgehängt und verschwand im Keller.

Wir wohnten in einem Mietshaus mitten in Harburg, Maretstraße 1. Gegenüber meines Kinderzimmers war die Johanniskirche, schräg gegenüber das Kriegerdenkmal aus Bronze. Ein riesiger, marschierender Soldat aus dem 1. Weltkrieg, im langen Mantel, den Tornister auf dem Rücken, das Gewehr über der Schulter.

Unsere Wohnung war die im ersten Stock links. Rechts wohnte Frau Görges, die Hausbesitzerin. Unter uns Herr Fuhrmann, der Fotograf. Alle sprachen miteinander und grüßten sich, wenn sie sich trafen, bis auf ein altes Ehepaar, das Parterre rechts wohnte, gegenüber von Herrn Fuhrmann. Sie drückten sich scheu an uns vorbei, wenn meine Mutter und ich vom Einkaufen kamen und im Hausflur mit Herrn Fuhrmann sprachen. Niemand beachtete sie, niemand grüßte. Warum? Was war mit diesen beiden alten Leuten?

Ich hatte den alten Mann lange nicht gesehen. Dann, eines Tages, ich spielte auf dem Hof, hörte ich Schritte

Leseprobe © Verlag Ludwig

im Hausflur und wie die Kellertür geöffnet wurde. Das musste er sein! Ich lief ins Haus und sah, wie er die Kellertreppe runterging, einen Kohlenschütter in der Hand. »Jetzt weiß ich, was Du bist«, rief ich. »Du bist ein Jude!« Der alte Mann blieb stehen, drehte sich langsam um und sah mich mit so traurigen Augen an, dass ich es nicht ertragen konnte. Ich drehte mich um und lief zurück auf den Hof. 14 Tage später waren die beiden alten Leute tot. Sie hatten sich mit Gas vergiftet. Doch dieser maßlos traurige Blick des alten Mannes hat überlebt. Wann immer ich über Judenverfolgung höre, lese oder sehe, kehrt er zurück vor mein inneres Auge. Und ich stelle mir die Frage: War vielleicht ich der letzte Anlass für den Selbstmord der alten Leute?

Onkel Max

Onkel Max war der jüngste Bruder meiner Mutter, den ich nur einmal gesehen habe. Gemeinsam mit Tante Marthel, der älteren Schwester meiner Mutter und Onkel Adolf, den alle nur Adda nannten, hatten wir ein Wochenendhaus im Wald, zwischen Eckel und Vaensen. Drei Stockbetten links, ein Sofa, Tisch und Stühle vor der Rückwand, Anrichte und Herd rechts. Mein Vater hatte einen Brunnen gebohrt und eine Pumpe installiert. Also hatten wir auch frisches Wasser. Das Plumpsklo lag mitten im Wald, ca. 40 Meter entfernt. Vom Haus führte ein schmaler Pfad durch Heidekraut

Leseprobe © Verlag Ludwig

einen Abhang hinab zu einem breiten Feldweg. Weil auf dem Abhang und um das Haus die Heide blühte, nannten wir es »unser Heidehaus«.

An einem Wochenende im Sommer '39 waren die Männer dabei, die Terrasse vor dem Haus zu reparieren. Sie mischten Zement mit Sand und Wasser und verteilten das Gemisch mit Flachschaufeln. Es war heiß. Deshalb trugen sie nur Arbeitshosen und weiße Unterhemden, auf denen sich schnell große Schweißflecken bildeten. Und genau da kam Onkel Max. Unten auf dem Feldweg stand sein Sportwagen. Er kam den Heidepfad herauf, eine junge Frau im Schlepptau, blond und in einem geblühten Kleid, die unaufhörlich kicherte. Er machte sich nicht die Mühe, sie uns vorzustellen. Max trug eine schwarze Stoffhose mit scharfer Bügelfalte und ein weißes Hemd. Sein dunkles Haar war gegelt und glatt zurückgekämmt. So also sah ein Weltmann aus, der Vertreter einer deutschen Exportfirma in Caracas, Venezuela. Ein Mann von einem anderen Stern. Ich war hingerissen. Seine Schwestern boten ihm Kaffee und Kuchen an, aber er wollte nichts; »Wir müssen weiter«, sagte er. »Aber du bist doch gerade erst angekommen.« »Trotzdem.« Er ließ sich dann doch überreden, eine Tasse Kaffee zu trinken, während seine kichernde Gefährtin einen Heidestrauß pflückte. »Wann fährst du zurück?« fragte meine Mutter. »Nächste Woche.« »Geht das denn?« Er lachte. »Natürlich geht das. Ich habe einen venezolanischen Pass.« Er zeigte ihn seinen Schwestern. »Seit

wann heißt du denn Máximo?» fragte Tante Marthel. »Das ist spanisch für Max.« Wir begleiteten ihn nach unten, bewunderten den Sportwagen und sahen ihm nach, als er dem Feldweg Richtung Vaensen folgte.

»Max hat es geschafft«, sagte Onkel Adda.

Onkel Herbert

Der erste Held der Familie war Onkel Herbert, der jüngere Bruder meines Vaters. Er hatte am Polenfeldzug teilgenommen und das Eiserne Kreuz bekommen, als einer der Ersten. Außerdem war er zum Feldwebel befördert worden. Er besuchte uns in seiner Ausgehuniform und zeigte uns den Säbel, den ihm meine Großmutter gekauft hatte. Ich wusste nicht, was das sollte. Wir hatten Panzer und Flugzeuge, Maschinengewehre und Paks, Haubitzen und schwere Artillerie und er lief mit einem Säbel rum.

Wir gingen zu Fuhrmann, um uns fotografieren zu lassen. Onkel Herbert in seiner feldgrauen, mein Vater in seiner schwarzen SS-Uniform. Ich in Skihose und Pullover. Dazu wollte ich meine schwarze Blechpistole in der Hand halten. Das hat mir mein Vater verboten. Ich zog eine Schnute, wie meine Mutter es nannte und blickte beleidigt in die Kamera. Das Foto stand jahrelang auf der Kommode im Wohnzimmer. Kurz darauf heiratete Onkel Herbert. Seine Frau hieß Irmi und war Verkäuferin bei Buttereiche. Es war das einzige Mal,

dass die ganze Familie auf einem Foto versammelt war. Die Eltern von Tante Irmi und meine Großeltern. Die beiden Schwestern meines Vaters mit ihren Männern und wir. Die Kinder standen in der ersten Reihe. Links mein Vetter Horst, ein Jahr älter als ich. Neben mir Helga, meine Schwester. Daneben mein Vetter Wolfgang, so alt wie Helga. Bevor wir zur Hochzeit gingen, hatten wir uns auf dem Hof von Herrn Fuhrmann fotografieren lassen. Meine Mutter trug ein schwarzes Kleid mit weißem Spitzenkragen und silberfarbene Schuhe, mein Vater einen schwarzen Anzug mit weißem Hemd und schwarzer Fliege. Helga hatte ein blassblaues Kleid an und einen Blumenkranz im Haar. Sie sollte mit Wolfgang Blumen streuen. Ich trug einen weißen Anzug mit kurzer Hose und weiße Kniestrümpfe. Die rechte Hand war verbunden. Ich hatte mich verbrannt. Trotzdem konnte ich meine schwarze Blechpistole halten. Dieses Mal durfte sie mit aufs Bild. Zum ersten Mal wurde mir bewusst, dass meine Mutter eine schöne Frau war. Schlank, mit dunklem Haar und braunen Augen. Und dass wir nichts von ihr geerbt hatten, jedenfalls nicht äußerlich. Wir waren blond und hatten blaue Augen wie unser Vater.

Onkel Herbert heiratete in Uniform, das EK 2 an der Brust, aber ohne den blöden Säbel. Tante Irmi sah ich zum ersten Mal. Warum heiratete er sie? Helden hatten keine Frauen. Helden hatten nur Heldentum im Kopf. Seine Hochzeit machte Onkel Herbert ein ganzes Stück weniger heldenhaft. Und dann tanzte er

auch noch mit ihr! Hatte man Helden je tanzen sehen? Mein Vetter Horst, auf dem Foto vorne links, trug eine Schiebermütze und sah aus wie ein Musterschüler, der er später auch war. Ich hatte auch so eine und hasste sie wie die Pest. Angehende Helden trugen entweder Stahlhelm oder Skimütze, aber doch nicht so was! Und doch gibt es ein Foto, auf dem ich genau diese Mütze trage. Wir hatten einen Spaziergang durch den Stadtpark gemacht, mein Vater im hellgrauen Anzug, meine Mutter mit Hut. Mein Vater hatte darauf bestanden, dass ich diese Mütze trug. Ich versuchte hinter ihm zu bleiben und riss sie mir vom Kopf. An einer Böschung setzten wir uns ins Gras, mein Vater in der Mitte, ich rechts, Helga links. Meine Mutter machte das Foto. »Setz die Mütze auf. Dein Haar ist ganz verwuschelt.« »Ich will aber nicht!« »Setz sie auf«, sagte mein Vater. Ich machte eine Schnute, aber es nützte nichts. Und so entstand dieses Bild: Mein Vater im hellgrauen Anzug, lässig zurückgelehnt, auf den rechten Arm gestützt, einen Zigarrenstummel im Mund und ich mit dieser Schiebermütze auf dem Kopf. Das war das letzte Mal, dass ich sie trug. Ich bettelte so lange, bis meine Mutter mir eine Skimütze kaufte. Damit konnte ich mir vorstellen, ein Gebirgsjäger zu sein.

Soldaten

Harburg hatte fünf Kasernen. Zweimal wöchentlich marschierten die Soldaten ins Kino. Sie kamen die Rathausstraße entlang, bogen bei Fahrradklemme in die Bremer Straße ein, dann in die Lüneburger. Vorweg marschierte der Tambourmajor und dahinter die Kapelle. Sobald ich die Musik hörte, rannte ich auf die Straße, um mir alles aus der Nähe anzusehen, vor allem den Tambourmajor. Wie der den Tambour durch die Luft wirbelte und wieder auffing, als wäre das die leichteste Übung der Welt. Und dann marschierte er im Stand, wenn es um die Ecke ging, damit die Abteilung hinter ihm aufschließen konnte. Er war einfach perfekt. Ich wartete, bis die ganze Kompanie vorbeimarschiert war. In der letzten Reihe marschierten oft nur zwei, der Platz in der Mitte war frei. Dann reihte ich mich ein, marschierte bis zum Rathausplatz mit und rannte dann zurück. Meine Mutter wusste das und machte sich keine Sorgen. Länger als zehn Minuten war ich nie weg.

Doch eines Tages war alles anders. Als die Soldaten aus dem Kino kamen, stand auch ein anderer Junge am Straßenrand und schaute zu. Ich hatte ihn schon einige Male gesehen, aber er hatte sich nie getraut mitzumarschieren. Dieses Mal waren hinten zwei Mittelplätze frei und ich rief ihm zu: »Komm mit!« Erst zögerte er, aber dann kam er. Die Soldaten nahmen uns bei der Hand und wir marschierten hintereinander. Aber

nicht bis zum Rathausplatz, sondern den Schwarzenberg hoch, dann die Heimfelderstraße entlang bis zur Dominikkaserne, kurz vor der Goldenen Wiege, der Endstation der Straßenbahn. Die Soldaten verabschiedeten sich und das Kasernentor schloss sich. Wir setzten uns auf den Kantstein um auszuruhen. Wie kamen wir jetzt zurück? Die Straßenbahn fuhr an uns vorbei, aber weder er noch ich hatten Geld dabei. »Lass uns zu meiner Oma gehen«, schlug der Junge vor. »Die hat ganz in der Nähe einen Garten.« Also gingen wir zu der Oma. Sie war freundlich und gab uns Kuchen und Limonade aber nicht die 10 Pfennige für die Straßenbahn, wie meine Mutter sich später beschwerte. Stattdessen bekam jeder einen großen Blumenstrauß für unsere Mütter.

Ich hatte nicht ein einziges Mal daran gedacht, was in meiner Abwesenheit zu Haus passiert sein konnte. Dass meine Mutter mit wachsender Sorge immer wieder ans Fenster im Wohnzimmer ging um zu sehen, ob ich nicht endlich um die Ecke bog. Dass sie schließlich meine Schwester anzog und aus dem Haus ging, um mich zu suchen. Dass sie auf dem Schwarzenberg zu den beiden Kanonen aus der napoleonischen Zeit ging, wo ich gerne spielte. Dass sie dort fremde Leute fragte: »Haben Sie nicht einen kleinen Jungen gesehen, blond, ungefähr so groß?« Dass meine Schwester mit dem rechten Bein in ein Kellerloch rutschte, das mit Stacheldraht gesichert war, sich dabei die Wade aufschlitzte und so stark blutete, dass meine Mutter sie

zum Arzt tragen musste. Nichts von dem kam mir in den Sinn. Ich wollte ihr den Blumenstrauß geben und erwartete, dass sie sich freute. Was hatte ich schließlich gemacht? Ich war mit den Soldaten marschiert wie immer, nur dieses Mal ein bisschen länger.

Der Rückweg war beschwerlich. So beschwerlich, dass wir uns am Ende alle 50 Meter auf den Kantstein setzten um auszuruhen. Eine Straßenbahn nach der anderen fuhr an uns vorbei und wir sahen ihnen sehnsüchtig nach. Es war Abend geworden und die Sonne ging allmählich unter. Schließlich bog ich um die Ecke der Dresdner Bank und sah meine Mutter am Fenster stehen. Ich winkte ihr mit dem Blumenstrauß zu, aber sie winkte nicht zurück. Im Gegenteil: Sie ging weg vom Fenster. Ich fand das seltsam. Sie musste sich doch freuen, dass ich wieder da war. Die Turmuhr der Johanniskirche schlug neun und die letzten Strahlen der Sonne ließen das Ziffernblatt golden glänzen.

Ich machte die Haustür auf und wollte schnell nach oben laufen, aber daraus wurde nichts. Mein Vater packte mich mit der linken Hand am Hemd und verdrosch mich mit der rechten. Zum Glück hatte er nur eine dünne Latte zur Hand, die sofort zerbrach. Ich riss mich los und wollte die Treppe rauf, aber er war schneller. Jetzt bekam ich Prügel mit der bloßen Hand. Es tat weh, aber das Schlimmste war: Meine Mutter kam mir nicht zur Hilfe. Sie stand auf dem Treppenabsatz und sah zu, wie mich mein Vater, hochrot im Gesicht, verprügelte. Schließlich gab er auf. »Das machst

Leseprobe © Verlag Ludwig

du kein zweites Mal!« Dann schwang er sich auf sein Fahrrad und fuhr zu seiner Stammkneipe.

Ich konnte es nicht fassen: Verprügelt vom eigenen Vater! Und meine Mutter hatte es geschehen lassen! »Dabei habe ich dir noch Blumen mitgebracht«, schluchzte ich. Dann erzählte sie mir, welche Sorgen sie sich gemacht hatte und was passiert war. Das war es also, was meinen Vater so wütend gemacht hatte: Seine Tochter hatte sich verletzt und ich war schuld. »Wo ist sie jetzt?« fragte ich. »Sie schläft«. Ich ging auf Zehenspitzen ins Kinderzimmer. Da lag sie in ihrem Gitterbett, das rechte Bein vom Knöchel bis zum Knie verbunden. Warum musste sie auch in dieses blöde Kellerloch rutschen? Aber dann wurde mir klar, dass das nicht passiert wäre, wenn ich, wie immer, nur bis zum Rathausplatz mitmarschiert wäre.

Es blieben die einzigen Prügel, die ich je von meinem Vater bezogen habe und das letzte Mal, dass ich mit den Soldaten marschiert bin.

Kino

Meinen ersten richtigen Kinofilm sah ich, als ich vier Jahre alt war, gemeinsam mit meinem Opa. »Quax der Bruchpilot« mit Heinz Rühmann in der Hauptrolle.

Opa hatte mich abgeholt und wir gingen in den Gloria-Palast. Mehr als der Hauptfilm zog mich die Wochenschau in den Bann. Sie zeigte deutsche